

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 16

Artikel: Abend in Eglisau
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinen hochauftrebenden Säulen, seinen plastischen Figuren und der großen goldenen Marienkrone lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies eines der dekorativsten Kunstwerke, welche die Kirchenkunst der Barockzeit in der Schweiz geschaffen hat. Auch die Sakristei, die man vom Chor aus betritt, ist ein sehr schöner Raum, der durch die kunstvoll eingelagten Schränke und die Stuckaturen der Gewölbe reichen Schmuck erhält. Hier werden viele kostbare Meßgewänder, sowie eine Reihe von Bruckstücken aus dem ehemaligen Kirchenschatz verwahrt. Der ehrwürdige Ortsgeistliche, Dekan Rupert Nieberl, hat während seiner langen Amtszeit in verdienstlicher Weise für die Instandhaltung dieser Kostbarkeiten Sorge getragen.

Das Kloster Rheinau zählte einst zu den bedeutendsten Kulturstätten der nördlichen Schweiz. In mehr als tausendjähriger, friedvoller Kulturarbeit haben die Benediktinermönche von Rheinau Kunstwerke geschaffen und gesammelt, die man auf der stillen Rheininsel kaum vermutet hätte. Nach der Auflösung des ehrwürdigen Stiftes im Jahre 1862 ist die schweizerische Öffentlichkeit in den Besitz der kostbaren Vermächtnisse des Klosters gelangt. Wenn man im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich die prachtvolle Schatzkammer durchwandert, so erinnert man sich meist gar nicht daran, daß der Grundstock zu dieser herrlichen Sammlung von Kostbarkeiten in Edelmetall durch die Bestände des Rheinauer Kirchenschatzes gelegt wurde. Aus Rheinau stammen die beiden lebensgroßen, in Silber getriebenen Brust-

bilder des Heiligen Mauritius und des Heiligen Blasius. Es sind dies ursprünglich Reliquienfassungen gewesen, die durch die Kunst des Silberschmieds unmittelbaren menschlichen Ausdruck erhielten. In Silber getrieben sind auch die Statuetten des Heiligen Leontius und des Heiligen Basilus, die ebenfalls äußerst kunstvoll durchgearbeitet sind. Von den sechs prachtvollen silbernen Leuchtern, die bei hohen Festen auf dem Hochaltar der Rheinauer Klosterkirche standen, sieht man zwei in der Schatzkammer des Landesmuseums, ebenso eine der wundervollen Monstranzen.

Das Kloster Rheinau besaß auch außerhalb seiner Sakristei bedeutende Kunstschätze. Diese waren zum Teil in einem besonderen Kunstkabinett vereinigt. Das Schweizerische Landesmuseum besitzt von diesen Kunstwerken vor allem zwei kostbare, geschnitzte Elfenbeintäfelchen aus der Zeit um 870, ein Harshorn in Elfenbein aus dem 11. Jahrhundert, ein Christusbild des älteren Hans Holbein und einige weitere wertvolle Altarbilder. Die Münzsammlung der Mönche von Rheinau wird noch in ihrem ursprünglichen Kasten von 1745 im Landesmuseum verwahrt. Auch die Zentralbibliothek Zürich besitzt bedeutende Schätze aus Rheinau. Da sind die kostbaren Frühdrucke der ehemaligen Klosterbibliothek, dann die prachtvollen mittelalterlichen Handschriften mit ihrem farbigen Bildschmuck. So hat die Kulturarbeit des Klosters Rheinau mitgeholfen, den öffentlichen Kunstbesitz der Schweiz zu mehren.

Abend in Eglisau.

Eben trägt mich der Abendzug in die klingende Sommerlandschaft im Norden der Stadt. Das silberne Licht singt auf den Häuserfronten und Raminen, in der Ferne zittert die Luft vor Freude, und in den Bäumen verkünden's die Vögel: die Welt ist schön! Und wirklich scheint die Erde aus nichts anderem als weichen Hügelwellen, silbernen Lichtfluten und der unendlichen, blauen Riesenglocke des Himmels zu bestehen. Dazwischen tanzen schattige Wälder, gesegnete Obsthaine und einzelne verwitterte Tannen: verzauberte Böcklin'sche Tritone und Nixen, triefend von Flechten und Moos. Und darüber hin gehen die weißen Sommerwolken, die sich langsam bilden und zergehen und von neuem bilden, wie alles im Leben sich bildet und zergeht...

Der blonde Krauskopf im Matrosenkleid mir

gegenüber folgt dem großen natürlichen Geschehen vor den Fenstern, als ob er es zum erstenmal erlebte. Näschchen und Zeigefinger liegen hart an der Scheibe, damit auch ja nichts verloren geht. Seine Mutter sieht schweigend, wie draußen die Äcker und Gehöfte vorüberziehen. Beide wechseln kein Wort, und auch das kleine Schwesterlein mit den zwei winzigen Haarschwänzlein und der knallroten Maske blickt mit offenem Mund ins Weite. Hin und wieder deutet das eine oder andere auf ein Ährenfeld, eine Brücke oder ein Haus, und dann nicken die andern bedeutungsvoll.

Das Trasse folgt einem Haferfeld, das sich wie ein kleiner Golf zwischen das matte Grün und Braun des gemähten Grases, das Strohgelb des Kornes und das Saftgrün der Bappeln schmiegt.

Dörfer und Siedelungen werden seltener. Oft nehmen weite Buchenhallen den Zug in ihre Obhut; dann scheint jede Form verschwunden, und alles ist nur noch Farbe, Flimmern und Bewegung, wie auf einem impressionistischen Bild. Der Weg am Waldrand gleicht einer Felsengalerie; man hat den Schatten der Bäume und gleichzeitig den Blick ins Weite. Kleine Wege und Schienenstränge durchkreuzen den Wald, aber auch breite Landstraßen. Dann wagen sich die vielen Stämme nicht immer bis an den Rand der Chaussee, lassen noch einen Streifen Boden frei, aus Ehrfurcht vor dem großen Herrscher. Zwischen zwei goldübersonnten Hügelwellen hastet ein zierliches Reh. Es wirkt wie eine Anklage, das sanfteste unter den Tieren so friedlos zu sehen; aber hat es nicht Grund, vor dem gefährlichsten Raubtier, dem Menschen, auf der Hut zu sein?

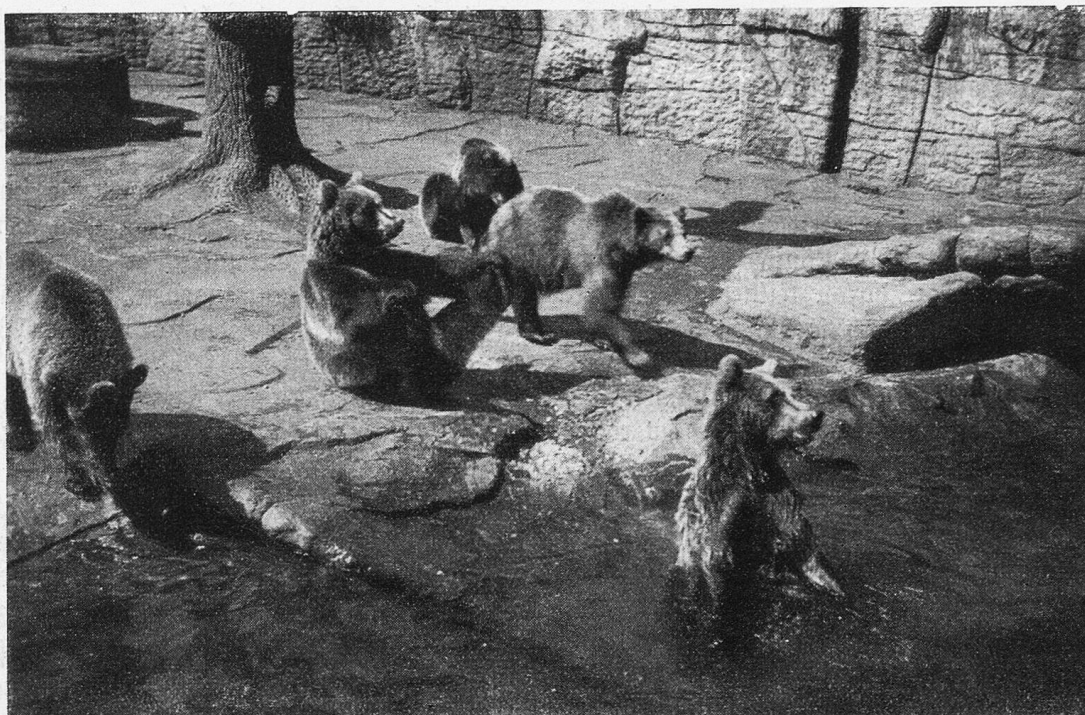
Sowie die Sonne verschwindet, tritt das Grün zurück, und die braune Erdfarbe schimmert durch das Gras. In der Tiefe dämmert ein grüner Fluß, der Rhein; aber am jenseitigen Ufer, über den Rebbergen von Eglisau, liegt noch das milde Abendlicht; jede Lage hat ihre eigene Tönung. Wein, Kartoffeln und Weizen reichen bis ins Dorf hinein; sie liegen in Reichweite vor den Küchenfenstern. Wie anderswo das Gras, scheint hier der Wein aus dem Boden zu sprießen; kaum eine Hauswand außerhalb der Ringmauern, die ohne Rebstock wäre. Die schmucken Wände, fast alle in Fachwerktracht, tragen die herrlichsten Raketen-, Fuchsen- und Geraniengärtlein. Rühre und Rücken, Ziegen und Schweine, Katzen und Späken ergehen sich auf der Hauptpromenade unter den Holzarkaden. O, wie arm das Bild unserer Großstädte doch gegenüber dieser ländlichen Idylle mit ihren Brunnen und Tieren ist! Die Vorderfronten der Häuser sind selbstbewußt und städtisch; die Hinterseite mit ihren Butiken und Scheunen ist der Anlage nach ein regelrechtes Schwarzwälderneß.

Im Bauernhof am Fluß wohnen Mensch und Tier unter einem Dach; zu ebener Erde sind die Stallungen, in den obern Stockwerken die Wohnungen und Schlafräume der Menschen. Auch hier trägt die Südfront gegen den Rhein hin saubere Verputz, braune Balken, grüne Läden, graubraune Dächer; die Wetterseite dagegen ist einheitlich mit roten Ziegeln verkleidet, eine Bauart, die verrät, daß Eglisau seit je vortreffliche Architekten besaß. Kein Gebäude gleicht dem andern, und doch entstammen alle demselben

Geist; selbst die 1917 erbaute Filiale der Kantonalbank ist alt und neu in einem und fügt sich reibungslos ins Stadtganze ein.

Dem Weichbild — ebenfalls auf dem schmalen Erdkern zwischen Rhein und Nebland liegend — besteht aus drei Häuserlagen, deren vorderste auf einem acht, elf bis fünfzehn Meter hohen, fensterlosen und teilweise vorspringenden Steinsokkel ruht. Er dient heute als Wäschetrocknenplatz und war früher der Sammelplatz der Truppen; die obern Stockwerke, die teilweise nur kleine vergitterte Fenster und schwebende Balkone tragen, lassen erkennen, daß diese Hausmauer in alten Zeiten gleichzeitig Wall und Festung war. Um ein plastisches Bild des mittelalterlichen Städtchens zu gewinnen, muß man sich den Flußlauf sieben Meter tiefer als heute vorstellen, von einer geschwungenen Holzbrücke überquert, die tief im Tobel lag und auf der Höhe der ebenfalls bewehrten Kirche mit ihren Tuffsteinquadern, dem blauen Zifferblatt und dem Zwiebelturm auslief. Ihr waren ein Halbdutzend Häuser vorgelagert, an deren Vorgärten die Salz- und Weinfuhren von Schwäbisch-Hall anlegten, die — vom Bodensee herkommend — in Schaffhausen auf die Achse verladen wurden, dann auf schweren Rähnen vom Schloßchen Wörth stromabwärts gingen und hier nach der Innereschweiz umgelegt wurden. Die Straße Schaffhausen—Zürich führte am linken Rheinufer durch einen Flügel des Schlosses, das sogenannte „Dunkle Loch“, eine imponierende Trutzburg, die im Koalitionskrieg von den Österreichern geschleift wurde. Es waren düstere Zeiten für dieses Liliput, das damals die Riesenlegionen der Ulanen, Husaren und Kroaten aufnehmen mußte — 166 530 Mann und etwa 24 380 Pferde — die, ehe sie den Schweizern und Franzosen folgten, hier brandschatzten und praxten.

Hier residierte Salomon Landolt, der weise und beliebte Schloßherr, den Gottfried Keller später in seinem „Landvogt von Greifensee“ besungen hat. Man wandelt hier überhaupt Schritt und Tritt auf Kellers Spuren und begreift beim Belauschen dieser stillen und verträumten Landschaft immer mehr, wie ein aufgeweckter Junge hier im täglichen Umgang mit der Natur seiner künstlerischen Berufung innwerden mußte. . . Unter diesem Himmel, nur etwas weiter südlich, gegen das Glattal hin, lebten und lebten sie alle, jene köstlichsten und kraftvollsten Gestalten aus Kellers Jugendgeschichte: das zarte, verinnerlichte Töchterlein des Schulmeisters, die dunkeläugige, warmblütige Judith, die trinkfesten barm-



Stillbergnügt.

Phot. Emma Schubert, Horgen.

herzigen Brüder und die Bauernmädchen, die beim Bohnenfädeln und in der Laube über den linkischen Heinrich zu Gerichte saßen: ihnen allen — oder doch ihren Abbildern — begegnet man, soviel sich auch sonst verändert haben mag, auch heute noch in der Kirche und am Wirtstisch, hinter Pflug und Drehbank. Und besonders gut ver-

steht man auch, wie diese Dörfer, die beinahe im Holunder- und Brombeergeranke ertrinken, einen solchen Träumer der Malerei zuführen mußten: einem paradiesischen Diesseits, das alle Probleme des Geistes durch ein glückhaftes Lachen widerlegt.

Arnold Burgauer.

Zur Nacht.

Das Abendrot verweht,
der Tag klingt aus.
Der Große Wagen steht
hoch überm Haus.

Und wie sich nun von fern
der Schlummer senkt,
fühl ich von jedem Stern
mich reich beschenkt,

sodaß ich fröhlich bin
und nichts mehr will.
Mein Herz ist warm und fest.
Mein Herz ist still.

Gerhard Friedrich.

Eine Zürcherin in fremden Kriegsdiensten.

Historische Skizze aus dem 17. Jahrhundert.

Nicht nur in neuester Zeit, d. h. während des finnisch-russischen Krieges, sondern auch im vergangenen Weltkrieg (1914-1918) konnte immer wieder festgestellt werden, daß in den Reihen der Kriegsführenden — unerkannt — verkleidete Frauen als Soldaten mitkämpften. Es mögen wohl die verschiedensten Beweggründe jeweiligen hierzu bestimmend gewesen sein — manchmal stark ausgeprägter Patriotismus, im Zusammenhang mit etwelcher Abenteuerlust, oder auch das letztere allein. Sehr oft aber war der Beweggrund darin

zu suchen, daß eine Frau ihren Mann oder Geliebten, ihren Vater oder Bruder nicht allein fortziehen lassen konnte und wollte und ihn aus nächster Nähe eher beschützen zu können glaubte, oder dann gemeinsam zu sterben, wenn nötig. Es war eher als eine Seltenheit zu betrachten, wenn eine wagemutige Frau ihre eigentliche Sphäre — des Frau- und Mutterseins — einzig aus jenem Grunde verließ, um nur aus reiner Freude am Soldatenhandwerk männliche Heldentaten zu vollbringen.